

# Das Geheimnis der Serienmörder

Der Düsseldorfer Kriminalhauptkommissar Stephan Harbort beschäftigt sich seit Jahren mit der Frage, warum ein Mensch zum Killer wird

VON CHRISTIAN LUKAS

Die Statistik klingt kalt. Statistisch betrachtet wird ein Serienkiller in Deutschland im Durchschnitt dreieinhalb Jahre nach der Ausübung seines ersten Mordes verhaftet. In diesen dreieinhalb Jahren hat er sechs Menschen umgebracht.

Hinter diesen nackten Zahlen verbirgt sich eines der großen Rätsel der Kriminalforschung: Warum wird eine Person zum Killer und tötet aus reiner Mordlust?

Der Düsseldorfer Kriminalhauptkommissar Stephan Harbort beschäftigt sich seit acht Jahren mit dem Phänomen des Serienkillers. Inzwischen gilt er als Kapazität auf dem Gebiet. Er hat an verschiedenen Fach- und Polizeihochschulen in Deutschland gelehrt und arbeitet für das Institut für angewandte Ermittlungspsychologie an der Universität von Liverpool. Mit »Das Hannibal Syndrom« hat er inzwischen auch ein Buch über Serienkiller geschrieben.

Ein Profiler, der sich in den Geist des Killers hineinversetzt, ist er nicht. »Ich bin Kriminalist und werte Daten aus, die wir aus Gesprächen mit inhaftierten Tätern erhalten oder während der Ermittlungen erlangt haben.«

Und dies ist eine Sisyphusarbeit. Denn: »Jeder Fall ist anders.«



Profiler und »Serienmörder«-Spezialist Stephan Harbort über das mutmaßliche Kehler Phantom Jacques Plumain (Mitte, mit Mütze bei der Rekonstruktion der Morde): »Der Fall zeigt, dass eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit notwendig ist.« Foto: Ulrich Marx

worden, die heute wiederum bei der Fahndung nach aktiven Serienkillern Verwendung finden. »Aber die Zusammenarbeit und der Datenaustausch der einzelnen Polizeibehörden im In- und Ausland muss noch enger werden. Bei gewöhnlichen Kapitalverbrechen ebenso wie bei der Verfolgung von Serienmördern.

Die bekanntesten Forschungen hat die amerikanische Bundespolizei FBI auf diesem Gebiet angestellt. Ihre Definition, dass man einen Mörder als Serienkiller bezeichnet, wenn er drei oder mehr Menschen ermordet hat, ist weitestgehend von allen anderen Polizeibehörden übernommen worden. Die FBI-Forschungen gelten zwar als wegweisend, ihre Ergebnisse können jedoch nicht ohne weiteres auf Deutschland übertragen werden. In den US-Studien sind die meisten Serienkiller zum Beispiel gleichzeitig Se-

xualstraftäter. Hierzulande trifft dies auf »nur« 35 Prozent der Täter zu. Auch die Beobachtung der amerikanischen Polizei, dass Serienkiller oftmals Reisende (z.B. Handelsvertreter) sind, die häufig ihren Wohnort wechseln, ist auf Deutschland nicht übertragbar. »Im Gegenteil, wir wissen heute, dass die meisten Serienkiller in einem ihnen sehr gut bekannten Umfeld ihre Morde begehen.«

Die Weite des nordamerikanischen Kontinents ist mit dem Leben auf einem relativ engen Raum wie dem in Deutschland nun einmal nicht zu vergleichen. Aber auch auf diesem Sektor gibt es hierzulande Ausnahmen. Wie das »Phantom von Kehl«. Dieser Mann, ein Franzose, hat in Kehl und Straßburg Morde begangen. »Er zeigt, dass eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit notwendig ist, denn nur, weil ein solches

Verhalten untypisch ist, heißt es nicht, es würde nicht passieren!«

In einem Punkt widersprechen die deutschen Daten den amerikanischen übrigens über-

*Der Durchschnitts-IQ eines Serienkillers entspricht exakt dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung.*

raschend deutlich: Während US-Studien davon sprechen, dass Serienkiller in der Regel über eine sehr hohe Intelligenz verfügen, entspricht der Durchschnitts-IQ eines deutschen Serienmörders exakt dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung.

Verblüffend ist oft die Akribie, mit der Serienmörder ihre Taten planen. »Opfer werden ausspioniert, Fluchtwege werden sorgfältig geplant. So hat

vor einigen Jahren ein Hamburger Serienkiller ausschließlich Prostituierte aus dem untersten sozialen Milieu ermordet. »Er hat nur solche Frauen ausgewählt, die frei arbeiteten, die keine Kinder hatten, keine Familien.« Vier Frauen hat er ermordet, nicht eine von ihnen ist als vermisst gemeldet worden. Überführt wurde der Mann aus reinem Zufall.

Zwischen 1945 und 1995 sind in Deutschland 61 Serienkiller überführt worden, etwa 22 Mordserien konnten in diesen 40 Jahren nicht (restlos) aufgeklärt werden. Ein Prozent aller Morde geht auf das Konto solcher Mörder: Die Zahlen sind jedoch mit Vorsicht zu genießen.

»Nehmen wir an, wir verhaften einen Mörder, der zwei Menschen aus Mordlust getötet hat nach den gültigen Definitionen wäre er kein Serienkiller, möglicherweise aber hat ihn nur die Verhaftung von weiteren Taten

abgehalten. Mordlust. Immer wieder fällt dieser Begriff. Mordlust ist das Glied, das all diese Fälle verbindet. Ansonsten steckt die Forschung in den Kinderschuhen. »Viele Killer kommen aus zerrütteten Familienverhältnissen. Warum aber werden sie zu Mördern, während andere Menschen, die aus ähnlichen Verhältnissen stammen, ein anständiges Leben führen?« Dies ist eine der vielen ungelösten Fragen, deren Antworten Stephan Harbort sucht.

Geweckt wurde sein persönliches Interesse, als er während seiner Ermittlungstätigkeit in Düsseldorf zweimal mit Serienkillern konfrontiert wurde. »Ich habe seinerzeit nach Untersuchungen oder Studien gesucht, um mehr über die Täter und ihr Vorgehen zu erfahren.« Zu seiner Verblüffung musste er jedoch feststellen, dass es derartiges in Deutschland nicht gab.

Im Laufe der Jahre hat Harbort mit zwanzig inhaftierten Serienkillern gesprochen. Erschrocken war er über die Unauffälligkeit der Täter. »Von einer einzigen Ausnahme abgesehen waren sie während unserer Gespräche allesamt sehr höflich, freundlich.« An der Äußerlichkeit oder an Umgangsformen ist kein Serienmörder zu erkennen. Die oft detaillierten Schilderungen ihrer Taten lassen aber selbst den erfahrenen Experten nicht kalt.

»In diesen Momenten muss ich ein kühler Analytiker bleiben.« Dass ihm dies nicht immer leicht fällt, daraus macht er keinen Hehl. Zurzeit läuft in den deutschen Kinos der Film »From Hell«, der sich mit den Taten Jack the Rippers auseinandersetzt, einem Serienkiller, der, wie Harbort vermutet, vor allem berühmt geworden ist, da er in kürzester Zeit fünfmal geschlagen hat. »Dies ist ungewöhnlich.« Normal liegen Monate, wenn nicht sogar Jahre zwischen den Taten eines Serienkillers.

Doch auch der Fall Jack the Ripper zeigt: Jeder Fall ist anders.

## Buchtipps

**S**tephan Harbort: Das Hannibal-Syndrom – Phänomen Serienmord. Militzke Verlag, Leipzig 2001, 20 Euro.

# Keine Hoffnung auf Unsterblichkeit

Versuche mit körpereigenen Zellen: Freiburger Forscher führend bei der Züchtung von Gewebe und Organen

VON UNSEREM KORRESPONDENTEN KARL-HEINZ ZURBONSEN

Die Biotechnologie in Freiburg hat sich vorgenommen, die Fehler der Natur auszubügeln, aber nicht »ewiges Leben« zu versprechen. Universität und Industrie arbeiten an der Beseitigung körperlicher Defekte. Fünf konkrete Produkte haben schon Marktreife erlangt; das bekannteste ist die Haut aus der Tube.

Neu in der Freiburger Forschungspipeline sind gezüchtete Harnröhren und spritzbare Knochen. Ähnliches haben nur noch Boston, Pittsburgh, Houston, London und Berlin zu bieten. Diese Stellung Freiburgs wurde ausschließlich entwickelt mit körpereigenen, lebenden Zellen und damit in moralischer Reinkultur. »Warum sollen wir embryonale oder adulte Stammzellen nehmen«, heißt es bei der Freiburger Biotissue Technologies AG, wenn kleine, junge, teilungsfreudige Haut-, Knochen oder Knorpelzellen ausreichen, um knorpelreiches Leben zu erleichtern und vielleicht zu verlängern. Das

Land honoriert diese Zielsetzung mit dem Aufbau eines Zentrums für Biosystemanalyse für 22 Mio. Euro.

Die Freiburger Forscher im Tissue Engineering hantieren nicht mit embryonalen Stammzellen und nur am Rande mit adulten Stammzellen. Sie gelten global als führend in der wissenschaftlichen Arbeit mit körpereigenen Zellen und bei der Anwendung der modernen Ersatzteilmedizin.

Als Vater des Erfolges in der Erforschung und Anwendung von Ersatzzüchtungen von Organen und Gewebe gilt Professor Björn Stark, seit acht Jahren Chef der Abteilung Plastische und Handchirurgie an der Freiburger Chirurgischen Universitätsklinik. Schon zwei Mal holte er den Weltkongress »Bio-Valley Tissue Engineering Symposium« mit 600 Wissenschaftlern in seine Heimat. Und als weitere Auszeichnung für die Freiburger Forschungsarbeit kommen hinzu die beachtlichen medizinischen Anwendungserfolge der BioSeed-Produktreihe der Freiburger Biotissue Technologies AG.

Diese seit November 2000 am Neuen Markt notierte Aktiengesellschaft war 1997 als Spin-off des Universitätsklinikums Freiburg gegründet worden.

Das Unternehmen zählt zu den Pionieren auf dem Gebiet des Tissue Engineering. Allerdings weigern sich die Krankenkassen, die Kosten für die

*Die Börse honoriert bisher nicht die Forschungs- und Anwendungsergebnisse.*

Behandlung mit BioSeed-Produkten zu übernehmen. Und auch die Börse honoriert bisher nicht die Forschungs- und Anwendungsergebnisse. Der Kurs der Biotissue-Aktie ist seit ihrer Ausgabe für 27 Euro um fast 85 Prozent gefallen.

Für Firmensprecher Martin Braendle sehen die Fakten besser aus: Es sei gelungen, die Forschungsarbeit in Freiburg (Universität) und Berlin (Charité) zu vernetzen, einen starken Vertriebspartner (Baxter, USA) zu finden und weitere

Kompetenzzentren für einen qualifizierten Umgang mit BioSeed-Produkten aufzubauen.

Die Freiburger Biotechnologen um Professor Björn Stark initiieren mittlerweile mit großem handwerklichen Geschick künstlich die gezielte Nachbildung von Haut zum Einsatz bei Wundheilung und Brandverletzungen, Knochen und Mundschleimhäuten u. a. für kieferchirurgische Eingriffe sowie Knorpel für defekte Kniegelenke.

In der vorklinischen Erprobung befinden sich Versuche mit Fettgewebe für Anwendungen in der plastischen Chirurgie (z. B. Brust, Gesicht), mit Bauchdecken zur Verwendung nach großen Brüchen und sogar mit peripheren Nerven, die zum Beispiel nach schweren Unfällen oder Tumoreingriffen in Arme und Beine eingepflanzt werden könnten.

Mit anderen baden-württembergischen Forschungsstätten möchte Freiburg ein Kompetenznetzwerk bilden, das die von der Landesregierung in Stuttgart politisch favorisierte und finanziell unterstützte

Stammzellenbiologie stärken wird.

Auf Neuland gewagt hat sich das Labor der Plastischen Chirurgie. Dort läuft derzeit ein Tierversuch mit einem so genannten »spritzbaren Knochen«. Der könnte nach erfolgreichem klinischen Probelauf beispielsweise bei Defekten an der Bandscheibe oder Wirbelsäule eingesetzt werden.

Das Bundesforschungsministerium unterstützt dieses spannende Forschungsprojekt für die Orthopädie. Björn Stark und Co. denken ferner über die Entwicklung von vollständigen Ersatzteilen für Herzmuskeln oder Nieren nach. Diesen Forschertraum bezeichnete Stark jedoch als »Zukunftsmusik«, die wahrscheinlich, wenn überhaupt, nur unter Inanspruchnahme von adulten Stammzellen Wirklichkeit werden könnte, so wie es beispielsweise bei Versuchen in Düsseldorf geschehen sei.

»Ich glaube aber nicht«, so der Uni-Professor, »dass wir komplexe Organe im Reagenzglas züchten können.« Er halte es indes für vorstellbar, defekte

Organe zu reparieren oder Ersatzorgane teilweise vorzüchten und dann an Ort und Stelle vom menschlichen Körper selbst fertig stellen zu lassen, weil der Mensch über den »besten Bioreaktor« verfüge.

Allen in diesem Kontext aufkeimende Hoffnungen auf »ewiges Leben« haben die Freiburger Wissenschaftler den Nährboden entzogen. »Wir können konkrete Missbildungen und Unfallfolgen heilen«, so Stark, »aber von einer künstli-

*Björn Stark: »Die Menschen machen sich immer wieder selber krank.«*

chen Hand oder einem künstlichen Bein sind wir ganz weit weg!« Damit hat er auch die vielfach an ihn gestellte Frage beantwortet, ob die Biotechnologie an der Orthopädie der Menschen arbeite und vielleicht schon bald möglich mache. »Sicher nicht zu meinen Lebzeit«, so Stark, »außerdem machen sich die Menschen immer wieder selber krank.«